

DER RING

Magazin der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

Oktober 2026



Die Diagnostik-Detektive

Wenn Worte im Sprechzimmer
nicht ausreichen ...

Bethel

› Wiederentdeckt

Haus Homborn wird aus
dem Schlaf gerissen

› Sauerkirsche mild

Bio-Molkerei in Biesenthal
setzt auf Regionalität



18 Heilsame Distanz
Wohnungslose und psychisch kranke Menschen finden bald ein sicheres Zuhause im abgeschieden gelegenen Haus Homborn in Breckerfeld.

24 Angepeilt
Die Lobetaler Bio-Molkerei in Biesenthal produziert laut Stiftung Warentest den besten Bio-Kirschjoghurt. Das inklusive Team freut sich.

06 Titelthema
Die Inklusive Medizin geht besondere Wege, um Krankheiten bei Menschen mit kognitiven Einschränkungen zu diagnostizieren.
■ Bild (Titel): Gestaltung Charlotte Schütz mit Illustration von Stefan Albers

Inhalt

- 04 **Augenblicke**
- 14 **Klar im Denken**
Zum 20-jährigen Bestehen bringt die Fachhochschule der Diakonie ihr akademisches Profil mit geändertem Namen auf den Punkt.
- 16 **Tag der Ausbildung**
Über 250 junge Menschen haben sich über die beruflichen Angebote Bethels informiert.
- 20 **Menschennah**
Die ehemalige OP-Schwester Klaudia Nußbaumer hilft schwerkranken Menschen in Afrika.
- 22 **Elefant, Tiger und Co.**
Internet leicht gemacht: Mit speziellen Karten aktivieren Klienten Links und gelangen so direkt ans Ziel.
- 28 **Nahaufnahme**
Johannes Künzel hat in der Jugend gerne seine Schwestern erschreckt. Seine Traumreise geht quer durch Kanada, nicht auf eine einsame Insel.
- 30 **Bethel online**
- 32 **Pinnwand**
- 37 **Wir sind viele**
- 39 **Für Herz und Seele**
»Bleibendes im Wandel«
von Diakonin Karin Bormann-Voss



Aus Bethel für Bethel



Wofür stehen wir?

Es ist eine gute und schöne Tradition: Zum Erntedankfest fährt der Vorstandsvorsitzende Bethels nach Bad Kösen in Sachsen-Anhalt. Im Lazarus Haus, das zur Hoffnungstaler Stiftung Lobetal gehört, feiern wir gemeinsam Gottesdienst, begegnen einander, kommen ins Gespräch und tauschen uns aus. Mein Vorgänger Ulrich Pohl hat diese Tradition begründet. Ich freue mich, sie fortzuführen.

In diesem Jahr gab es dabei besonderen Grund zur Freude und zum Dank: Das Seniorenzentrum Bad Kösen besteht seit 30 Jahren. 2024 ist das Lazarus Hospiz hinzugekommen. Zwei Orte, die auf besondere Weise zeigen, wofür wir in Bethel stehen: Für Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe. Für Gemeinschaft und Solidarität mit denen, die Hilfe und Unterstützung brauchen.

Gerade in Zeiten, in denen gesellschaftliche Debatten härter werden und manche Menschen Sorge haben, ihren Platz in unserer Gemeinschaft zu verlieren, ist es wichtig, zu sagen, wofür wir stehen. Bethel steht für ein »Wir«, das niemanden ausschließt. Ein Wir, in dem jeder Mensch mit seiner Geschichte, seinen Stärken und seinen Grenzen seinen Platz hat. Ein Wir, das hinschaut, zuhört und füreinander einsteht.

Beim Erntedankgottesdienst durften wir auch das Kronenkreuz an 19 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verleihen. Es ist eine Auszeichnung für langjährige Mitarbeit in der Diakonie und ein Zeichen des Dankes für viele Jahre engagierten Dienstes. Zugleich haben wir zwei neue Kolleginnen in ihren Dienst eingeführt. Beides gehört zusammen: Dankbarkeit für das, was gewachsen ist, und Zuversicht für das, was vor uns liegt.

»Einer trage des andern Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen«, heißt es im Galaterbrief (Gal 6,2). Paulus erinnert daran: Jeder Mensch trägt seine eigenen Lasten. Aber niemand muss sie allein tragen. Wir können einander helfen – praktisch, im Gebet, durch Zuhören und durch Anteilnahme. Vielleicht ist das eine der wichtigsten Botschaften dieses Erntedankfestes: Wir brauchen einander. Und wir können füreinander da sein. Das ist Bethel. Aus Bethel für Bethel – und für eine Gesellschaft, in der Menschlichkeit, Nächstenliebe und Zusammenhalt ihren festen Platz haben.

Ihr

Bartolt Haase

Pastor Bartolt Haase



Atmo, ja. Akustik, nein. Bei diesem jungen Konzertbesucher scheinen die Prioritäten klar gesetzt zu sein. Vielleicht genießt er es aber auch, sich auf den Bass zu konzentrieren und dem Rhythmus und Kribbeln in der Magengegend nachzuspüren. Oder seine Erwartungen an die Lautstärke im Vorfeld des Konzerts waren ohnehin gering. Der Bandname »Großstadtgeflüster« lässt reichlich Spielraum für Spekulationen. ■ Bild: Christian Weische

Die Zeichen richtig deuten

Einer psychischen oder körperlichen Erkrankung bei kognitiv eingeschränkten Menschen auf die Spur zu kommen, ist auch für Diagnostik-Experten herausfordernd. Besonders, wenn sich die Patienten verbal nicht äußern können. Die Arbeit gleicht dann der von Detektiven. Die Hinweise und Spuren richtig zu deuten, erfordert Spürsinn, Erfahrung und oft auch sehr viel Zeit. Um einen »Fall« zu lösen, ermittelt in der Regel ein ganzes Team. Denn der multiprofessionelle Blick hilft bei der Lösung des Rätsels. Für diese Ausgabe nahm der RING die Betheler Detektive und ihre Arbeitsweise selbst unter die Lupe.

Und der Täter war der Reflux

Der Fall Lisa G.* bereitete dem Team einer stationären Eingliederungshilfe-Einrichtung in Berlin monatelang Kopfzerbrechen. Rastlos zog die kognitiv beeinträchtigte Klientin, die sich verbal nicht mitteilen kann, über die Flure. Dabei stibitzte sie immer wieder Decken aus den Zimmern ihrer Mitbewohner. Dann legte sie sich auf eine Couch, um direkt wieder aufzuspringen und an anderer Stelle einen erneuten erfolglosen Schlafversuch zu starten. »Die Ursache für dieses Verhalten zu finden, war nicht einfach«, erinnert sich Psychiatrie-Facharzt Dr. Björn Kruse.

Lisa G. wurde ins Behandlungszentrum für psychische Gesundheit bei Entwicklungsstörungen am Evangelischen Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge (KEH) in Berlin-Lichtenberg aufgenommen. Für Chefarzt Dr. Björn Kruse ist Lisa G. ein anschauliches Beispiel dafür, wie herausfordernd die Ermittlung psychischer oder körperlicher Ursachen sein kann. »Diagnostik ist tatsächlich Detektivarbeit. Und sie erfordert neben hoher Fachlichkeit auch Intuition«, sagt er.

Das Verhalten von Lisa G. hätten viele in ihrem Umfeld zunächst als manisch gewertet, was auch durchaus naheliegend gewesen sei, so Björn Kruse. Nach vielen ausgiebigen Gesprächen mit Bezugspersonen und weiteren intensiven Beobachtungen drängte sich jedoch ein anderer Verdacht auf, und der Magen geriet in den Fokus.

Und tatsächlich ergaben Untersuchungen: Lisa G. litt an einer ausgeprägten Refluxösophagitis, einer Entzündung der Speiseröhre. »Sobald sie sich hinlegte, lief Mageninhalt in ihre Speiseröhre zurück, und das verursachte Schmerzen«, erklärt Björn Kruse. Nach der Vergabe von Säureblockern sei das Problem schnell behoben gewesen, und die Patientin konnte wieder in ihrem Bett durchschlafen.

Um in der Diagnostik aus dem Vollen schöpfen zu können, sei eine multiprofessionelle Zusammenarbeit elementar, betont Björn Kruse. Alle beteiligten Berufsgruppen trügen dazu bei, mit ihren jeweiligen »Sensoren« und »Detektoren« dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Dazu zählten Experten aus der Psychologie, Medizin und Pflege genauso wie aus der Musik- und der Kunsttherapie, aber auch Sozialarbeiter und -arbeiterinnen, die Gartenthe-

rapie, Theatertherapie und die Hundetherapie. »Kunsttherapeuten merken beispielsweise im Fallgespräch an: »Wenn jemand auf diese Weise malt, dann steckt oft ein Autismus dahinter«, so der Chefarzt.

Erfahrene Diagnostiker wissen die Hinweise zu lesen und kennen die Grundsymptome für alle psychischen Erkrankungen, so Björn Kruse. Bei einer Depression seien dies unter anderem Antriebs- und Appetitminderung oder Selbstverletzungen, bei einer Manie beispielsweise sexuelle Enthemmung, Schlafstörungen und ständige Unruhe.

Vorausgehende Grundlage jeglicher Diagnostik sei allerdings die sorgfältige Anamnese. »So erfahren wir zum Beispiel, ob sich etwas im Umfeld des Patienten geändert hat. Eventuell hat ein Bezugsmitarbeiter aufgehört, oder eine Patientin hat vor 30 Jahren ein Trauma erlitten, und ein Gerät verursacht ein Geräusch, das daran erinnert und die Patientin triggert«, so Dr. Kruse. Die persönlichen Geschichten zu kennen, sei das A und O.

*Name geändert

■ Text: Gunnar Kreutner | Bild: Matthias Cremer



Gebündelte Kräfte

Um die besonderen medizinischen Bedürfnisse von Menschen mit kognitiven Einschränkungen zu erfüllen, hat das KEH das Zentrum für Inklusive Medizin Berlin-Brandenburg (ZIBB) gegründet. Das ZIBB bündelt zu diesem Zweck bestimmte ambulante und stationäre KEH-Angebote. Fachkräfte aus verschiedenen Disziplinen begleiten die Patienten während aller Phasen ihrer Behandlung. Dazu gehört auch das Behandlungszentrum für psychische Gesundheit bei Entwicklungsstörungen. Das ZIBB wird gemeinsam von Dr. Björn Kruse und Prof. Dr. Andreas Berger, Chefarzt der KEH-Gastroenterologie, geleitet.



Genau hinhören, aufmerksam beobachten: Vor Beginn der Behandlung führen Mitarbeitende, wie Heilpädagogin Sandra Wenz, intensive Gespräche mit den Patienten.



»Man kann nicht nicht kommunizieren«

Professorin Dr. Tanja Sappok nimmt den deutschlandweit ersten Lehrstuhl »Medizin für Menschen mit Behinderung, Schwerpunkt psychische Gesundheit« an der Universität Bielefeld ein. Sie ist zugleich Direktorin der Universitätsklinik für Inklusive Medizin am Krankenhaus Mara in Bielefeld-Bethel. Ein Gespräch über die manchmal detektivische Suche nach Erkrankungen bei Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen.



Frau Prof. Sappok, was tun Sie als Erstes bei der Behandlung eines Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung?

Prof. Dr. Tanja Sappok: Am Anfang steht immer das Gespräch mit dem Patienten, der Patientin, ergänzt durch genaues Beobachten und gutes Hinhören. Es geht darum, sich ein möglichst umfassendes Bild von dem Menschen zu verschaffen. Das heißt, mein Team und ich müssen so viel wie möglich in Erfahrung bringen. Oft greifen wir dabei auch auf alte Unterlagen zurück, zum Beispiel auf Schulzeugnisse oder auf Fotos aus der Kindheit. Wir versuchen außerdem, mit möglichst vielen Personen aus dem Umfeld und den Angehörigen zu sprechen.

Aber was, wenn der Patient oder die Patientin nicht sprechen kann?

Sappok: Man kann bekanntlich nicht nicht kommunizieren. Das heißt, man muss als Arzt oder Ärztin auch auf nicht-sprachliche Signale achten: Wie der Patient auf Ansprache oder eine bestimmte Berührung reagiert, wohin sein Blick wandert, wie er sich verhält. Und es geht sehr viel um Beziehungsaufbau und Vertrauen. Menschen mit Behinderungen versuchen oft, es anderen recht zu machen und sich erwartungskonform zu verhalten. Das will ich aber ja als Ärztin gerade nicht. Ich will wissen, was wirklich das Problem ist und was dahintersteckt.

Das heißt, Sie planen für eine Behandlung viel Zeit ein.

Sappok: Das ist ein zentraler Punkt. Es braucht mehr Zeit als für die Behandlung von Menschen ohne Beeinträchtigung. Wir müssen uns auf das Tempo und den Rhythmus der Person, die wir behandeln, einlassen. Es ist ein Kennzeichen Inklusiver Medizin, dass sie individuell ist, denn das Spektrum ist sehr divers. Es gibt nicht die eine Behinderung. Einige Menschen brauchen beispielsweise mehr Zeit zum Nachdenken. Wir berücksichtigen deshalb die Sechs-Sekunden-Regel, wonach man als Arzt mindestens sechs Sekunden auf die Beantwortung einer Frage warten sollte. Es kann passieren, dass man zu früh mit der nächsten Frage ins Haus fällt.

Können Sie ein Fallbeispiel geben?

Sappok: Ich erinnere mich an eine Patientin, die nicht sprach und wegen Gewichtsverlusts, Unruhezuständen und situativ nicht nachvollziehbaren Verhaltensweisen zu uns kam. Nach einem anfänglichen Verdacht auf eine Schizophrenie wurde die Diagnose einer Autismus-Spektrum-Störung

gestellt, was die Problematik nicht allein erklärte. Erst im weiteren Verlauf stellte sich heraus, dass ein Jahr vor dem ersten Auftreten ihrer gesundheitlichen Probleme ihr Großvater, an dem sie sehr hing, gestorben war. Es handelte sich also schlussendlich um eine verspätete Trauerreaktion. Dasselbe entwickelte sich Jahre später noch einmal nach dem Tod ihrer Mutter. Erst als es keinen gemeinsamen Urlaub mehr gab und kein gemeinsames Weihnachtsfest, hat sich bei ihr die Erkenntnis eingestellt: Die Mutter kommt wirklich nimmermehr. Manches ist nicht so unmittelbar erkennbar wie bei Menschen ohne Beeinträchtigung. Um die Ursache hinter dem Problem zu finden, braucht es manchmal viel Zeit, Geduld, Offenheit und ein interdisziplinäres und multiprofessionelles Team.

Was braucht es noch?

Sappok: Leichte Sprache hilft. Außerdem arbeiten wir mit Piktogrammen, also mit Symbolen, anhand derer wir Patientinnen und Patienten eine bestimmte Diagnostik oder eine Therapie erklären. Oder zum Beispiel veranschaulichen, was ein Augenarzt macht. Diese Bilder besprechen wir in Ruhe gemeinsam mit den Menschen. Es reicht nicht, einfach die Piktogramme in die Hand zu drücken und zu sagen: Lies das mal durch! Die Aufklärung muss im Dialog geschehen.

Welche Eigenschaften sind für Behandelnde von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen neben Geduld und Offenheit noch erforderlich?

Sappok: Neugierde. Und Kreativität. Damit meine ich das Verständnis, dass nicht für jeden Patienten und jede Patientin der übliche Ablauf passend ist. Das kann bedeuten, dass man ein Erstgespräch draußen auf einer Parkbank führt, weil jemand sich nicht überwinden kann, ins Haus zu kommen. Oder dass man – anderes Beispiel – einem Patienten ein Matratzenlager im Zimmer aufbaut, weil sich das für ihn sicherer und besser anfühlt als ein Krankenbett. Bitte nicht falsch verstehen: Wir machen evidenzbasierte Medizin. Das bedeutet, dass wir Standards haben und medizinische Leit-

linien umsetzen, an denen wir uns auf der Suche nach dem Problem und in der Behandlung orientieren. Das heißt, ich mache selbstverständlich eine Anamnese, nehme also zu Anfang die Daten eines Patienten oder einer Patientin auf. Ich sollte aber bereit sein, die Anamnese statt im Arztzimmer auf einer Parkbank zu machen. Oder wo auch immer.

Wie herausfordernd ist Ihre Tätigkeit?

Sappok: Diese Medizin ist intellektuell sehr herausfordernd. Es ist schwierig, dahinterzukommen, worin die individuellen Problemlagen und Krankheiten von Patientinnen und Patienten bestehen, insbesondere, wenn diese nicht berichten können, wie es ihnen geht. Viele Behinderungsformen sind genetisch bedingt, und schon zu wissen, welches Syndrom mit welchen weiteren körperlichen oder psychischen Krankheiten einhergehen kann, ist angesichts der Vielzahl von genetischen Syndromen komplex. Aber man will ja nichts übersehen. Manchmal muss man auch Unsicherheiten aushalten, also zum Beispiel nicht immer reflexartig die Maximaldiagnostik durchziehen, wenn ein Patient diese ablehnt und dafür freiheitsentziehende Maßnahmen oder eine Sedierung notwendig wären. Es ist daher wichtig, abzuwägen, welche Untersuchungen wirklich erforderlich sind und wann vielleicht indirekte Zeichen ausreichen. Gleichzeitig bekommen wir sehr viel von den Menschen zurück. Und wenn es gelingt, der Sache auf den Grund zu gehen und ein Problem zu lösen, ist das nicht nur für den Patienten oder die Patientin wunderbar, sondern auch für das Umfeld und das behandelnde Team. Inklusive Medizin kommt am Ende nicht nur Menschen mit Behinderungen zugute, sondern stellt eine Bereicherung für die gesamte Gesellschaft dar. Denn den Wert einer Gesellschaft erkennt man bekanntlich daran, wie sie mit ihren Schwächsten umgeht.

■ Interview: Philipp Kreutzer | Bild: Anna Bauer

Den Anfällen auf der Spur



Kaja Gerdzen (l.) und Dr. Marie Ilic sind ein eingespieltes Team.

Die Aufregung war jedes Mal groß, wenn die Werkstatt-Beschäftigte einen Anfall erlitt. Ob epileptischer oder psychogener Natur, konnten die Mitarbeitenden nicht einschätzen, und so wurde der Rettungswagen gerufen und brachte die Frau ins Krankenhaus. Als die Anfälle immer häufiger auftraten und die Beschäftigte durch aggressives Verhalten am Arbeitsplatz auffiel, konnte sie dort nicht mehr tätig sein. Ihr Leidensdruck war massiv, denn die Arbeit und die sozialen Kontakte in der Werkstatt waren wichtig für ihre Teilhabe und Tagesstruktur. In Bethel fand sie Hilfe.

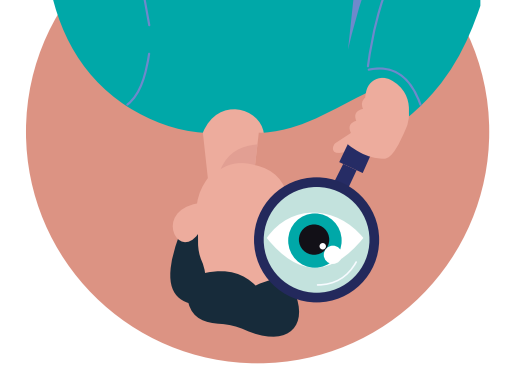
»Die Patientin haben wir hier im ambulanten MZEB vor zwei Jahren kennengelernt, da war sie Anfang 50«, berichtet Dr. Marie Ilic, Therapeutische Leitung des Medizinischen Behandlungszentrums für erwachsene Menschen mit Behinderung (MZEB) Bethel in Bielefeld. Die Patientin habe selbst berichten können, dass sie vor allem Anfälle bekomme, wenn es laut oder unruhig sei. »Das, was von außen als Aggression erlebt wurde, beschrieb sie so, dass sie sich an anderen festhalte und ihnen dann ungewollt wehtue.«

Alles sprach dafür, dass es sich bei den Anfällen der Patientin um psychogene handelte. Denn im stationären Bereich der Betheler Universitätsklinik für Inklusive Medizin, zu der das MZEB gehört, war die Patientin bereits bekannt: Seit ihrem 17. Lebensjahr hat sie eine Epilepsie; im Alter von 40 Jahren kamen psychogene Anfälle hinzu. »Und die Epilepsie wurde in der Betheler Universitätsklinik für Epileptologie gut eingestellt!«, so Marie Ilic.

Psychogene Anfälle sind häufig eine Reaktion auf Stress und Überforderung. Sie ähneln epileptischen Anfällen, werden aber nicht durch elektrische Gehirnaktivitäten verursacht. Die Frage war, wodurch sie bei der Patientin ausgelöst wurden. Bevor es auf »Spurensuche« ging, wurden mittels spezieller diagnostischer Tests eine mögliche Autismus-Spektrum-Störung und eine Demenz ausgeschlossen. Denn auch hier können Aggressionen die Antwort auf Überforderung sein. Die Schwester der Patientin, ihre gesetzliche Betreuerin, hatte von einer Verschlechterung der kognitiven Fähigkeiten berichtet. »Das hätte auch ein Hinweis auf Demenz sein können«, so Dr. Ilic.

Bei der Diagnostik und Behandlung von Patienten und Patientinnen mit psychogenen Anfällen arbeiten die Psychologin Marie Ilic und Kaja Gerdzen, Neurologin der Universitätsklinik für Inklusive Medizin, zusammen. Ihre Nachforschungen im Umfeld der Patientin ergaben, dass es zu den psychogenen Anfällen nur in der Werkstatt kam. Von den Mitarbeitenden erfuhren sie, dass die Beschäftigte sich dadurch überfordert, dass sie immer viel zu schnell arbeitet. Auch Außenreize, wie laute Rufe von anderen Beschäftigten, wurden von ihr als starke Belastung erlebt.

Gemeinsam mit der Patientin und ihrer gesetzlichen Betreuerin entwickelten Marie Ilic und Kaja Gerdzen ein »Umgangskonzept«. Die Mitarbeitenden wissen jetzt, wie sie psychogene von epileptischen Anfällen unterscheiden können. »Reagiert die Patientin noch auf Außenreize, ist es ein psychogener Anfall.



Man kann ihr zum Beispiel sagen: »Drück mal meine Hand.« Wenn sie das tut, ist die Sache klar. Oder wenn sie auf Geruchsreize reagiert oder auf Kaltes, zum Beispiel einen Kühlakku im Nacken. Man kann ihr auch ein weiches Tuch aufs Gesicht fallen lassen«, erläutert Dr. Ilic. Ihr und ihrer Kollegin Kaja Gerdzen ist es wichtig, dass einerseits nicht mehr ständig der Rettungswagen gerufen werden muss und die Spirale der belastenden Krankenhausaufenthalte unterbrochen wird und dass andererseits aber auch die Sicherheit da ist, dass die Patientin im Falle eines doch möglichen epileptischen Anfalls die notwendige medizinische Hilfe erhält. »Reagiert die Beschäftigte drei Minuten lang auf nichts, sollten die Mitarbeitenden den Rettungswagen rufen«, empfiehlt Kaja Gerdzen.

Seit Anfang 2025 arbeitet die Patientin wieder in der Werkstatt, in Teilzeit. Damit es gar nicht erst zu einem Anfall kommt, legt sie jetzt stündlich eine Pause ein. Und sie weiß, dass sie bei zu viel Lärm auch einmal nach draußen gehen oder sich einen Kopfhörer aufsetzen kann. Die psychogenen Anfälle, die sich vorher wöchentlich zeigten, kommen jetzt nur noch einmal im halben Jahr vor. Und auch die kognitiven Fähigkeiten der Frau haben sich wieder verbessert, wie die Verlaufskontrollen im MZEB zeigen. Alle in der Werkstatt wüssten jetzt, was zu tun sei, haben Marie Ilic und Kaja Gerdzen von der Patientin erfahren. »Sie hat berichtet, dass ihr die Mitarbeiter beim letzten Mal etwas zu trinken geholt hätten, und dann sei es gut gewesen.«

■ Text: Petra Wilkening | Bild: Matthias Cremer

Mit neuem Namen das Profil schärfen



Wer zum kommenden Wintersemester sein diakonisches Studium in Bethel beginnt oder fortsetzt, wird vor dem Gebäude oder auf seinem Studierendenausweis einen kleinen, aber bedeutenden Unterschied feststellen: Zum 1. September hat sich die Fachhochschule der Diakonie (FHdD) in Hochschule der Diakonie umbenannt. Abgerundet wird die Namens- und Logoänderung mit dem neuen Slogan: »Klar im Denken. Sicher im Handeln. Kompetenz für das Leben.«

»Wir beobachten, dass sich immer mehr ehemalige Fachhochschulen umbenannt haben, weil der Begriff in der Öffentlichkeit als weniger akademisch wahrgenommen wird«, erläutert Hochschulrektor Prof. Dr. Markus Schmidt. »Mit der Namensänderung wollen wir unser akademisches Profil stärker auf den Punkt bringen.« Das veränderte Logo solle zudem einen hohen Wiedererkennungswert schaffen, bei dem das Diakonische herausgestellt werde. Zeitgleich mit der Umbenennung feiert die Hochschule der Diakonie am 9. Oktober ihr 20-jähriges Bestehen. Alle Interessierten sind zu spannenden Vorträgen aus Politik und Wissenschaft, Workshops und Austauschforen, einem Gottesdienst sowie der abschließenden Party eingeladen.

Fast auf den Tag genau vor 20 Jahren konnte der damalige Hochschulrektor Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas zum Semesterstart am 20. Oktober 2006 erstmals 84 Studierende begrüßen, die ihr seinerzeit noch vierjähriges Studium aufnahmen. Während damals lediglich drei Studiengänge angeboten wurden, sind es mittlerweile sechs berufsbegleitende Bachelor- und drei Masterstudiengänge. Unverändert gilt dabei das Versprechen der Bildungseinrichtung, die Studierenden im Sozial- und Gesundheitswesen zu qualifizieren und auf Führungsaufgaben vorzubereiten.

Als eine der ersten Hochschulen wurde in Bethel auch mit dem »Blended Learning«-Modell gearbeitet.

Heute selbstverständlich, war die Kombination aus Präsenzveranstaltungen und digitaler Wissensvermittlung damals sowohl für Studierende als auch für Lehrende und Hochschulverantwortliche Neuland. Heute basieren die Qualitätsmerkmale der Hochschule auf jahrelanger Erfahrung, verschiedenen Lernmodellen und einer breiten Auswahl an berufsbegleitenden Studiengängen im Bachelor und Master: »Die Menschen haben bei uns die Chance, Studium, Beruf und Familie bestmöglich zu vereinbaren«, betont Markus Schmidt.

Die Hochschule verfolgt dabei ein klar inklusives und partizipatives Profil, das in den vergangenen Jahren noch einmal bewusst geschärft und herausgestellt wurde. Wie selbstverständlich Menschen mit Beeinträchtigungen integriert sind, wird bei den Lehrenden sichtbar, die oft als Experten in eigener Sache unterrichten. »Diese persönlichen Erfahrungen bieten noch einmal ganz andere Reflexionsmöglichkeiten als nur das Wissen aus dem Lehrbuch«, sagt Hochschulrektor Markus Schmidt.

■ Text: Simon Steinberg | Bild: Christian Weische

Jubiläums-Programm

- 9.15 Uhr** Eröffnung, Kurzvorträge, Workshops und Austauschforen
- 12.45 Uhr** Mittagsbuffet
- 14.15 Uhr** Gottesdienst in der Zionskirche
- 15.15 Uhr** Ehrung der Absolventinnen und Absolventen im Assapheum
- 18.30 Uhr** Abendbuffet
- 19.45 Uhr** Jubiläumsparty im Assapheum

Ausführliches Programm und Online-Anmeldung:
www.hochschule-diakonie.de



Hochschul-Rektor Prof. Dr. Markus Schmidt (v. l.), Prorektorin Prof. Dr. Carina Großer-Kaya, und Geschäftsführer Carsten Böhrnsen vor dem frisch erneuerten Schild am Haus Groß Bethel.



Wirtschaftsgymnasiastin Carla informierte sich bei Sabine Rosendahl, stellvertretende Leitung der MTR-Schule.

Mit Bethel ins Berufsleben starten

Vielfältige Ausbildungsmöglichkeiten kennenlernen, persönliche Beratung erhalten und berufliche Perspektiven entdecken: Beim neunten Tag der Ausbildung in Bethel nutzten über 250 Jugendliche und junge Erwachsene die Chance, mehr über die beruflichen Angebote Bethels zu erfahren. Im Haus Sarepta kamen sie mit Fachleuten sowie aktuellen Auszubildenden aus den Betheler Arbeitsfeldern ins Gespräch, stellten Fragen und fanden heraus, welcher berufliche Weg zu den eigenen Interessen und Stärken passt.

Lichtschalter, Wasserhahn und Rohrzange an einem Stand wiesen darauf hin, dass hier die Gebäudetechnik Bethel vertreten war. Im persönlichen Austausch informierten Robin Lömker und Azubi Marcel Weges über die Ausbildungsinhalte im Elektro- sowie Heizungs- und Sanitärbereich. »Wir decken vom kleinen Privathaus bis zum großen Krankenhaus alles ab«, sagte Robin Lömker. »Das ist zum Lernen häufig deutlich spannender als kleine Betriebe, die nur Privatkunden kennen.«

Ein besonderer Schwerpunkt lag in diesem Jahr auf den Themen Inklusion und berufliche Teilhabe. An mehreren Ständen, wie des Integrationsfach-

diensts, des Berufsbildungswerks und des LWL, fanden junge Menschen mit Behinderungen sowie Förderschüler passende Ansprechpartnerinnen und -partner für gezielte Beratungs- und Orientierungsangebote.

Gut besucht waren die Stände zu den kaufmännischen und Verwaltungsberufen sowie dem Betheljahr. Hier erkundigten sich die zukünftigen Berufseinsteiger nicht nur nach den Ausbildungsinhalten und Einsatzgebieten, sondern auch nach Gehalt, Urlaubstagen und Arbeitgebervorteilen. Speziell die Corporate Benefits und Sportangebote für Azubis stießen bei ihnen auf offene Ohren. Einen Raum weiter herrschte in der Lehrküche der Schule für Diätassistenten reges Treiben. Interessierte konnten bei einem Würfelspiel testen, wie viele Fragen sie zu den Ausbildungsinhalten Lebensmittelkunde oder Diätetik richtig beantworten konnten. Direkt nebenan erklärten aktuelle Auszubildende, wie der Body-Mass-Index sowie der Muskel-, Wasser- und Fettanteil im Körper bestimmt werden.

Am Stand der Pflegeschule des Evangelischen Klinikums Bethel zeigten die beiden Berufsschülerinnen Dana und Elisa großes Interesse an einer Ausbildung. »Meine Eltern arbeiten beide in der Pflege, dadurch hatte ich schon erste Berührungspunkte«, berichtete Elisa, die sich nach den vielen Eindrücken und Gesprächen eine berufliche Zukunft in Bethel gut vorstellen kann: »Die Arbeit mit Menschen gefällt mir, und man erlebt jeden Tag etwas anderes.« Im Skills-Lab der Pflegeschule Nazareth konnten die jungen Erwachsenen verschiedene Pflegesituationen sogar hautnah erleben. Am Krankenbett demonstrierten die Auszubildenden Daniel Pothoff und Svenja Bock, wie Patientinnen und Patienten mit dem Lifter möglichst rückschonend aus dem Bett gehoben werden können.

»Auch wir merken den allgemeinen Rückgang an Bewerbungen«, sagt Organisator Paul-Christian Luschkat. »Deshalb ist der Tag der Ausbildung so wichtig. Wir freuen uns über alle, die wir vom Berufsstart in Bethel überzeugen konnten.«

■ Text: Simon Steinberg | Bild: Barbara Franke



Die Schülerinnen Berra und Ceyda (v. l.) versuchten sich mithilfe von Fiona Meyer und Lia Neenaas aus dem 2. Lehrjahr an Fragen zu den Ausbildungsinhalten der Schule für Diätassistenten.



Die Auszubildenden der Pflegeschule Nazareth Svenja Bock und Daniel Pothhoff (M.) zeigten Viktor Lagoski, wie man Patienten mit einem Lifter sicher aus dem Bett befördert.



Robin Lömker (l.) und Azubi Marcel Weges bewarben die Vorteile einer Ausbildung bei der Gebäudetechnik Bethel.



»Diese Ruhe ist genau das Richtige«

Umgeben von Wäldern, Feldern und einer riesigen, mittlerweile verwilderten Gartenanlage, wartete das Haus Homborn in Breckerfeld jahrelang darauf, wieder Beachtung zu finden. Anfang 2027 wird es so weit sein. Bethel.regional nutzt die Idylle und Abgeschlossenheit, um wohnungslosen Menschen ein behütetes Zuhause zu bieten.

»Das ganze Gelände hier strahlt eine intensive Ruhe aus. Für unsere Klientinnen und Klienten ist das genau das Richtige«, freut sich Bereichsleiter Henning Ebbinghaus über die Reaktivierung des geschichtsträchtigen Juwels in Breckerfeld-Zurstraße.

Fast neun Jahre lang stand das Haus Homborn leer. Zuletzt wurde das verschachtelte Gebäude für die Unterbringung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge genutzt. Davor fanden hier vor allem wohnungslose Menschen Halt und Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen. Ab 1959 unterstützte Bethel sie zunächst in einer Arbeiterkolonie, von 1978 bis 2014 dann in einer sozialtherapeutischen Einrichtung, dem Heimathof Homborn.

Nun kehrt das Haus zu seinen Wurzeln zurück. Hoch oben, 360 Meter über dem Meeresspiegel,

entsteht ein stationäres Wohnangebot mit 24 Plätzen für Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten. »Wobei hier keine neuen Plätze aufgebaut, sondern Plätze verlagert werden«, sagt Regionalleiter Dirk Frede. Elf Plätze kommen aus dem Drevermannstift in Gevelsberg. »Weitere 13 bekommen wir aus dem Kontingent der Betheler Wohnungslosenhilfe-Kolleginnen und -Kollegen in Bielefeld«, berichtet er.

Auch Dirk Frede ist von der ruhigen Umgebung als stabilisierendem Faktor überzeugt: »Das ist ein sehr geschützter Rahmen, in dem es wenige Trigger gibt.« Gerade für die erste Zeit sei die Abgeschlossenheit gut, meint auch Henning Ebbinghaus. »Unsere Klienten wünschen sich genau das, weil ihre Wohnungslosigkeit überwiegend in Innenstädten entsteht und sie davon erst einmal

Abstand gewinnen wollen.« Außerdem seien die Klientinnen und Klienten besonders belastet. Viele kämen mit einer Doppeldiagnose, zum Beispiel mit einer Suchterkrankung und einer psychischen Erkrankung.

Im Haus Homborn sollen die Menschen mit Unterstützung des multiprofessionellen Teams den Alltag trainieren und eine Zukunftsperspektive entwickeln. Zum Konzept gehört ein strukturierter Tagesablauf. Beschäftigungsangebote, alltagspraktische Hilfen und individuelle Förderung sollen persönliche Ressourcen stärken. Geplant sind unter anderem arbeits-therapeutische Angebote sowie Kooperationen mit Freizeitvereinen in Breckerfeld und Hagen.

Auch eine Hauswirtschaftskraft wird zum Team gehören, so Henning Ebbinghaus. »Nach unserer Erfahrung ist die Hauswirtschaft ein wichtiger Faktor für wohnungslose Menschen. Denn sie sollen später ja wieder in ihrer eigenen Wohnung zurechtkommen.«

Aktuell leben bereits neun Klienten von Bethel.-regional im Haus – allerdings nur vorübergehend. Die Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen kommen aus der Außenwohngruppe Berliner Straße in Hagen. Dieses Wohnangebot der Eingliederungshilfe im Stadtteil Haspe wird bis zum Frühjahr 2027 umfassend umgebaut.

Viel zu tun gibt es bis zum Jahreswechsel auch noch im Haus Homborn. Grundsätzlich sei das Gebäude in einem guten Zustand, sind sich Dirk Frede und Henning Ebbinghaus einig. »Punktuell finden an vielen Stellen aber noch Anpassungen und Modernisierungen statt, unter anderem in den vorgesehenen Einzelzimmern. Und die alten Holzfenster werden ausgetauscht«, so Henning Ebbinghaus. »Aber die Glasfaser ist schon da!«, scherzt Dirk Frede.

■ Text: Gunnar Kreutner | Bild: Christian Weische



Freuen sich auf den Neustart: (v. l.) Henning Ebbinghaus, Rico Hunger vom Technischen Dienst Bethel, Regionalleiter Moritz Vogel und Dirk Frede.



Menschennah | Geschichten auf bethel.de

Ein Engel aus Bethel hilft in Afrika

Kludia Nußbaumer nimmt daheim in Bielefeld von Zeit zu Zeit gern ihr dickes blaues Fotoalbum aus dem Bücherschrank, um darin zu blättern. Es zeigt unvergessliche Momente ihres langen Berufslebens, die sich in Afrika und dem Nahen Osten abgespielt haben. Dorthin reiste die heute 70-Jährige mit der Hilfsorganisation Hammer Forum. Egal ob im Jemen und im Kongo, in Burkina Faso, Tansania und Guinea-Bissau: Bei unzähligen Operationen assistierte die ehemalige OP-Schwester des Evangelischen Klinikums Bethel (EvKB), meist unter schwierigsten Bedingungen, und half so vielen schwerverletzten und schwerkranken Patienten.

»Die unglaubliche Dankbarkeit der Menschen ist immer wieder berührend«, blickt Kludia Nußbaumer zurück. »Eigentlich haben sie überhaupt keine Chance auf Behandlung, weil sie zu arm sind. Die Leute bezahlen zum Beispiel mit einer Tüte Erdnüsse oder einer Mango. Wir haben auch schon mal ein lebendes Huhn als Dank geschenkt bekommen.«

Ohne den Hinweis einer Kollegin vor 17 Jahren wäre es vielleicht nie zu dem Engagement gekommen. Sie hatte Kludia Nußbaumer ermutigt, sich zu melden, als das Hammer Forum 2009 eine OP-Schwester für einen zweiwöchigen Hilfseinsatz im Jemen suchte; da hatte Kludia Nußbaumer schon mehr als drei Jahrzehnte Berufserfahrung gesammelt. Nach einer kurzen Bedenkzeit sagte sie entschlossen zu.

Für ihre Einsätze ließ sich Kludia Nußbaumer vom Dienst in Bethel freistellen, nahm Urlaub oder baute Überstunden ab. Besonders ein Erlebnis im westafrikanischen Guinea-Bissau fasst die empathische Krankenschwester bis heute zutiefst an: Dort wurde ein Kind mit lebensgefährlich hohem Fieber ins Krankenhaus eingeliefert; die Heilungschancen für den Jungen waren schlecht. »Meine dreijährige Enkelin hatte mir vor der Reise einen kleinen Engel mitgegeben und gesagt, den könne ich behalten oder einem Kind geben, das ihn noch mehr brauche«, erzählt Kludia Nußbaumer. Sie gab ihn dem fiebernden Jungen. »Und jedes Mal, wenn der Kleine zum Verbandswechsel in den OP-Saal kam, hatte er den Engel in der Hand.« Der junge Patient überlebte. »Das hat mich sehr, sehr berührt.«

Schon in ihrer Kindheit sei ihr klargeworden, dass sie Krankenschwester werden und irgendwann in Afrika arbeiten wollte, erinnert sich Kludia Nußbaumer. Ein Dia-Vortrag der Kirche über Albert Schweitzer habe sie beeindruckt: »Da habe ich gesagt, wenn ich groß bin, gehe ich auch nach Afrika und helfe da auch Kindern«, erzählt sie schmunzelnd. Alles, was dazu nötig war, lernte sie im EvKB, wo sie als OP-Schwester in sämtlichen chirurgischen Abteilungen tätig war. »Ich bin Bethel sehr dankbar dafür, dass ich so hervorragend fortgebildet wurde«, sagt sie rückblickend.

Von Bethel kommt die engagierte Helferin mit Herz auch in ihrem »Un-Ruhestand« nicht los. Sie ist dem EvKB treu geblieben und besucht seit sieben Jahren ehrenamtlich als »Grüne Dame« einmal in der Woche Patientinnen und Patienten in der Unfallchirurgie. Dort erfüllt sie ihnen Wünsche und nimmt sich Zeit für Gespräche. Auch für das Hammer Forum ist die Krankenschwester aus Berufung nach wie vor aktiv und arbeitet unter anderem am Facebook- und Instagram-Auftritt der Hilfsorganisation mit. Für sie steht fest: »Die Hände in den Schoß zu legen, das ist einfach nicht meine Sache!«

■ Text: Jörn Haarmann | Bild: Barbara Franke



Schon immer wollte Kludia Nußbaumer Kindern in Afrika helfen.

Alle Geschichten auf
bethel.de





Karte drauf, digitale Welt auf!

Konzentriert betrachtet Oliver Kemper das Denkspiel auf dem Tablet-Display. Was passt nicht in die Reihe? »Bücher, Lautsprecher oder Kopfhörer? Hm, das ist echt knifflig«, murmelt er, kratzt sich am Kopf und atmet hörbar ein. Schließlich tippt der 44-Jährige, der im Unterstützten Wohnen Beckhausstraße in Bielefeld lebt, auf dem Bildschirm die richtige Lösung an. »Ein bisschen Training für den Kopf tut mir gut und macht Spaß.«

Ob kurzweilige Spielfreude, lokale Wettervorhersage oder aktuelle Nachrichten – digitale Angebote begleiten uns im Alltag. Doch sie machen das Leben nicht immer nur einfacher: Beim Surfen im Internet oder bei der Nutzung von Apps begegnen uns ständig Werbeeinblendungen, aufdringliche Pop-ups und verlockende Versprechen, die oft unseriös oder sogar betrügerisch sind. Damit sich Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf in der digitalen Welt zurechtfinden, braucht es neben speziellen Hilfsmitteln und barrierefreier Technik auch Medienkompetenz und niedrigschwellige Angebote wie »enna«.

Das Projekt enna unterstützt Menschen mit Behinderungen, die bisher kaum Zugang zu digitalen Medien haben, beim Einstieg. Anstelle einer komplexen Bedienung über Pad oder Smartphone mit vielen Funktionen wird das System auf einem Tablet über das Auflegen von Karten auf ein Dock gesteuert. Oliver Kemper hat die einfache Bedienung bereits überzeugt: Tablet einschalten, Karte aussuchen und auflegen – schon kann es losgehen. Er probiert gerne neue Dinge aus und lernt dazu. »Anfangs brauche ich noch ein bisschen Hilfe, aber wenn ich es ein paar Mal gemacht habe, komme ich ganz gut zurecht.«



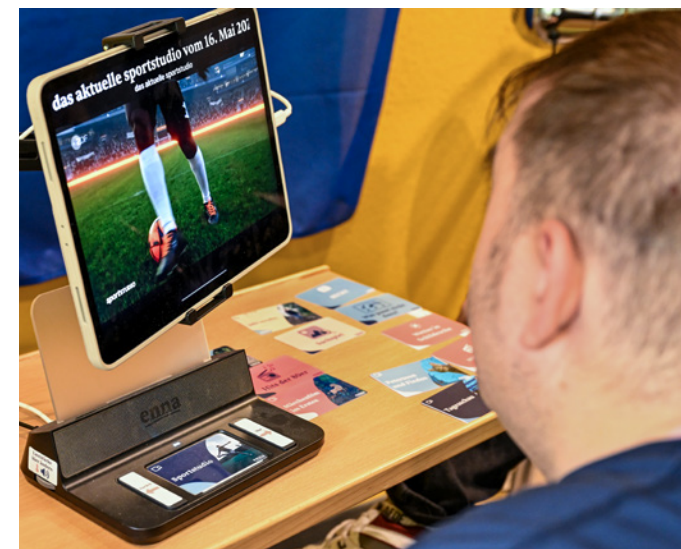
Am liebsten mag Oliver Kemper momentan die Karte »Elefant, Tiger und Co.«, auf deren Chip der direkte Link zur Fernseh-Doku-Serie aus dem Leipziger Zoo in der ARD-Mediathek gespeichert ist. Über den Touchscreen kann er eine Folge aussuchen und auf dem Tablet anschauen. Das gezielte Aufrufen der Mediathek wäre für ihn noch zu unübersichtlich und komplex. Das Unterstützte Wohnen Beckhausstraße hat verschiedene enna-Cards: Tagesschau in Leichter Sprache, Wetter in Schildesche, Märchenfilme im Ersten, Hits der 80er oder das aktuelle Sportstudio.

»Die Technik ist viel einfacher, als sie klingt«, erklärt Christopher Hummerich, Referent der Bethel.regional-Geschäftsführung. »Die Karten speichern keine Inhalte, sondern Links. Über den Link holt sich das Gerät automatisch die passenden Informationen aus dem Internet – ob ein Video, das Wetter oder eine Playlist.« Kooperationspartner bei diesem Projekt sind die Unternehmen »enna« als Anbieter der technischen Lösung und »Erdmännchen & Bär« mit ihrer Expertise für digitale Teilhabe und barrierearme Mediennutzung. In fünf Einrichtungen von Bethel.regional wird das Angebot seit einigen Monaten in einer zweijährigen Pilotphase erprobt. Die Fachkräfte vor Ort sorgen dafür, dass jede Person in ihrem Tempo digitale Erfahrungen sammeln kann. »Im Vorfeld wurden verschiedene Technolo-

gien getestet. Enna war für unsere Klientinnen und Klienten am einfachsten zu nutzen und hat am besten funktioniert«, fasst Christopher Hummerich zusammen.

Es gibt zwei Arten von enna-Cards: allgemeine Karten mit Links zu Fußballvereinen, Musik oder Nachrichten für alle Bewohnerinnen und Bewohner sowie persönliche Karten mit Kontakten, Fotogalerien oder individuellen Playlists. Alle Karten werden beim Technik-Anbieter bestellt. Oliver Kemper freut sich immer über neue. »Da muss nach und nach etwas Abwechslung her«, sagt er. Gemeinsam mit Bethel-Mitarbeiterin Alina Husemann überlegt er, was noch bestellt werden könnte. »Was hältst du von einer enna-Card mit Gymnastik-Übungen zum Nachmachen?«, schlägt sie vor. Er nickt zustimmend. Auch Lernspiele und Gedächtnistraining stehen bei ihm hoch im Kurs. »Ich will immer weiter lernen. Es ist wichtig, dass man nicht aufhört«, sagt er und tippt sich an den Kopf. Kaum erwarten kann er die Ankunft der bereits geordneten Karte seines Lieblingsfußballvereins. »Bei der Arminia-Karte müssen wir dranbleiben, da frag ich nochmal nach«, sagt er entschlossen.

■ Text: Christina Heitkämper | Bild: Christian Weische



Dank enna verpasst Fußball-Fan Oliver Kemper keine Folge des Aktuelle Sportstudios mehr und kann online seine Lieblingssendungen schauen, wann immer er will.

Der Blick ins Supermarktregal macht stolz

Behutsam stellt Angus Borowski eine Kartonage voller Kirschjoghurts in das Kühlregal. »Das ist unser Verkaufsschlager«, berichtet der Beschäftigte des Milchladens der Bio-Molkerei Lobetal. Hinter der Verkaufstheke und zwischen den Gängen sorgt er dafür, dass alles sauber, geordnet und am richtigen Platz ist. Der »Fruchtjoghurt Sauerkirsche mild« ist nicht nur das begehrteste Produkt bei den Kundinnen und Kunden, sondern wurde kürzlich von der Stiftung Warentest auch als bestes Bioprodukt im Bereich »Kirschjoghurts« ausgezeichnet. »Das hat bei uns für große Freude gesorgt und ist eine schöne Bestätigung für die Arbeit, die unsere Mitarbeitenden täglich leisten«, sagt Andreas Groß, der seit Juni neuer Betriebsleiter der Bio-Molkerei im brandenburgischen Biesenthal ist.

Der gebürtige Wandlitzer ist für 18 Beschäftigte mit Behinderungen und genauso viele Mitarbeitende verantwortlich, die in der Bio-Molkerei im Zweischichtbetrieb Milch, Joghurt, Quark, Sahne und Ayran produzieren und im anliegenden Geschäft verkaufen. Während das meistproduzierte Produkt der Fruchtjoghurt mit 619 Tonnen jährlich ist, verzeichnet Ayran mit Abstand das stärkste Wachstum. »Und demnächst wollen wir noch Butter herstellen – die Anlagen dafür stehen schon bereit«, ergänzt der Betriebswirt, der einen durchaus ungewöhnlichen beruflichen Werdegang vorzuweisen hat. Jahrelang hat der gelernte Vertriebler Konzernsparten in der Automobilbranche saniert und in die wirtschaftliche Erfolgsspur zurückgebracht – bis er plötzlich starkes Interesse an einer Rückkehr in die brandenburgische Heimat, verbunden ►



Angepeilt:
Biesenthal

52° 44' 51.703" N

13° 40' 34.684" E



Das Abpacken von Joghurts für den Verkauf macht Nickie Mathes am meisten Spaß.

mit einem sinnstiftenden Job, verspürte. »Das Versprechen von Bethel, für Menschen da zu sein und sie nach ihren Fähigkeiten bestmöglich zu fördern, hat bei mir große Lust auf das inklusive Team ausgelöst.«

Besonders im Fokus des Chefs stehen die Themen Kommunikation und Mitarbeiterzufriedenheit. Andreas Groß nimmt sich viel Zeit für Team- und Einzelgespräche: »Wir wollen wirtschaftlichen Erfolg, aber in erster Linie ist es unser Ziel, Beschäftigte in den ersten Arbeitsmarkt zu integrieren.« Was ihn bei der Bio-Molkerei Lobetal besonders fasziniert, ist die große Freude der Menschen bei der Arbeit. »Wenn ich in die Gesichter der Beschäftigten schaue, bekomme ich fast immer ein Lächeln zurück«, freut sich der Betriebsleiter.

Einer, der seine Arbeit richtig gerne macht, ist Ronny Bachnick. Paletten mit der Ameise ins Kühllager fahren, Milch abfüllen oder Joghurt und Ayran verpacken: Es gibt kaum eine Aufgabe, die der Beschäftigte mit seinen 30 Jahren Berufserfahrung nicht übernimmt. »Am liebsten putze ich aber, damit alles schön sauber ist«, verrät Ronny Bachnick mit einem Lächeln.

Genau wie die Beschäftigten verspürt Andreas Groß Stolz, wenn er im Supermarkt die eigenen Produkte neben denen der großen Marken sieht. Der Betriebsleiter will jedoch nicht nur die Zusammenarbeit mit Großhändlern stärken, sondern auch die Belieferung der Schulen, Kitas, Bäckereien oder Restaurants in der Umgebung intensivieren. Denn auf Regionalität und Nachhaltigkeit setzt die Lobetaler Bio-Molkerei in der gesamten Lieferkette – angefangen bei den rund 15.000 Litern Milch, die jeden zweiten Tag von Landwirten aus Brandenburg und Sachsen-Anhalt geliefert werden, bis hin zu den Zutaten der Frucht-Joghurts. Während die Sauerkirschen, Johannisbeeren, Äpfel und Zwetschgen von regionalen Obstbauern stammen, »fahren wir für Zitronen, Feigen und Aprikosen auch persönlich nach Südeuropa, um uns vor Ort von dem nachhaltigen Anbau zu überzeugen«, berichtet Belinda Brauner aus der Qualitätssicherung. Zudem fließen mit



Qualitätsmanagerin Belinda Brauner (M.) und die Beschäftigten Steffen Legde und Annika Schmidt sorgen dafür, dass die Sicherheits- und Qualitätsstandards in der Produktion eingehalten werden.

Ausgezeichnet lecker

Im Test war der Fruchtojoghurt der Einzige, der vollständig ohne Aromazusätze und färbende Lebensmittel auskommt.



dem Naturschutzbecher, der bereits unter anderem mit dem Zukunftspreis des Landes Brandenburg prämiert wurde, pro verkauftem 500-Gramm-Naturjoghurt drei Cent in Naturschutzprojekte in der Umgebung. »Unser Engagement zeigt, dass wir unsere Produkte nicht nur unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten produzieren«, betont Andreas Groß. »Wir denken Inklusion, Regionalität und Umweltschutz immer mit.«

■ Text: Simon Steinberg | Bild: Matthias Cremer



Andreas Groß überprüft gemeinsam mit Ronny Bachnick die Etiketten der Milchprodukte.

Nahaufnahme



Johannes Künzel ist Küster in der Zionsgemeinde in Bielefeld-Eckardtsheim. In unserer Nahaufnahme verrät er seine »schaurige« Jugendsünde und was Nächstenliebe für ihn bedeutet.

Helden meiner Kindheit waren...

die Showmaster der großen Samstagabend-sendungen im Fernsehen der 70er Jahre.

Darüber habe ich mich zuletzt so richtig gefreut:

Zu Beginn der Sommerferien konnte in Eckardtsheim das Konzert eines sehr talentierten Jugendorchesters aus Leipzig stattfinden, das ich schon lange in die Eckardtskirche eingeladen hatte.

Auf die Palme bringt es mich, wenn...

sich Menschen nicht an vorher getroffene Vereinbarungen halten.

Zuversicht finde ich,...

wenn ich das Gefühl habe, es geht, trotz allem Negativen in der Welt, doch irgendwie in die richtige Richtung.

Nächstenliebe bedeutet für mich,...

sich, unabhängig von anderen, ein eigenes Bild von dem Menschen zu machen, mit dem ich es gerade zu tun habe.

Gerne mal kennenlernen möchte ich...

Das kann ich so nicht sagen. Ich habe schon viele interessante Menschen kennengelernt, von denen ich vorher noch nie gehört hatte.

Ganz oben auf meiner To-do-Liste steht...

jeden Tag eine neue Aufgabe.

Das Beste an meinem Beruf ist,...

aktiv und verantwortlich an der Planung und Umsetzung der Gottesdienste und Veranstaltungen der Gemeinde beteiligt zu sein.

Mein perfekter Feierabend ist,...

am Abend an ganz andere Dinge zu denken als den Tag über.

Mein verborgenes Talent ist,...

mit fast jedem Menschen irgendwie auszukommen, zumindest eine gewisse Zeit lang.

Wenn morgen die Welt untergeht, würde ich...

heute noch hoffen, dass man sich doch verrechnet hat.

Angst habe ich vor...

Achterbahn und zu scharfem Essen.

Meine schlimmste Jugendsünde war...

Meine Eltern waren Hauseltern in einem Pflegeheim. Zusammen mit meinem Bruder habe ich im Keller dieses Hauses eine »Geisterbahn« aufgebaut und die Schwestern erschreckt, die da Müll und andere Sachen 'runterbringen mussten.

Diese drei Dinge nehme ich mit auf eine einsame Insel:

Ich weiß gar nicht, ob ich unbedingt auf eine einsame Insel möchte ...

Meine Traumreise geht...

mit einem Zug quer durch Kanada.

Mein Song für die Ewigkeit...

Meine Musik für die Ewigkeit ist die Musik von Bach, besonders das Weihnachtsoratorium. Ich habe es mit vier Jahren das erste Mal gehört und mit sechzehn das erste Mal selbst mitgesungen. Diese Musik erzeugt bei mir immer ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit, von »zu Hause ankommen«.

■ Bild: Christian Weische

Bethel online



Erfolgreiche Bethel-Kampagne läuft weiter

Mit einer deutschlandweiten Kampagne macht Bethel jetzt auf seine diakonische Arbeit aufmerksam. Der gewählte Slogan ist eine Frage: »Siehst Du mich?« Zu der Kampagne gehören unter anderem drei Kurzfilme, die auf www.bethel.de/hinsehen sowie weiteren Online-Kanälen ausgespielt werden und Menschen aus Bethel einfühlsam porträtieren. Die bereits im Sommer 2025 erfolgreich angelaufene Kampagne erzielte 42 Millionen Ausspielungen in den Sozialen Medien.



Kommentar des Monats

Wolfgang Spode ist leidenschaftlicher Sozialpädagoge an der Mamre-Patmos-Schule in Bielefeld-Bethel. Obwohl er längst in den Ruhestand gehen könnte, unterrichtet er weiterhin gerne Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf. Ein Beitrag auf [@stiftung.bethel](https://www.instagram.com/stiftung.bethel) stellt die Arbeit von Wolfgang Spode vor. In den Kommentaren trifft sein Einsatz auf lobende Worte durch zahlreiche Instagram-Nutzer.

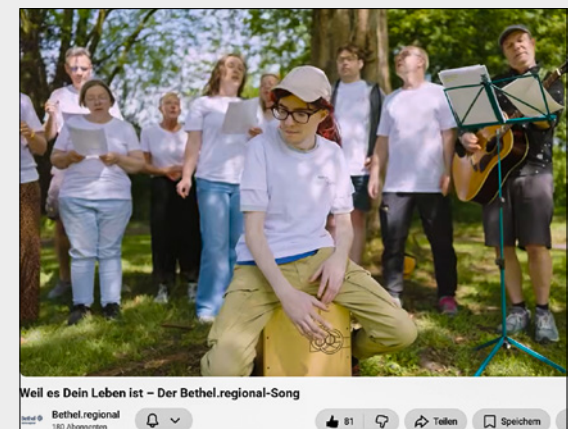


4 Tag(e) · vom Autor
Dein Engagement und Dein Einsatz für die Kinder, die unsere besondere Aufmerksamkeit bedürfen, ist einfach toll und im höchsten Maße Anerkennenswert. 🙌👍



Inklusives Songwriting

In einem Projektworkshop haben Klientinnen und Klienten gemeinsam mit Mitarbeitenden von [@bethel-regional](https://www.instagram.com/bethel-regional) den Song »Weil es Dein Leben ist« entwickelt. Die Teilnehmenden unterstützten sich gegenseitig, fanden gemeinsam die richtigen Worte und ermutigten sich, die eigene Stimme einzubringen. Bei den Proben ist auch ein Musikvideo zum Song entstanden.





Spendenläufe für Bethel

Fast 101 Kilometer legte Anton Gladkov Anfang September bei einem Spendenlauf zugunsten des Kinderzentrums Bethel zurück. Der 31-Jährige absolvierte zwischen 8 und 23 Uhr 15 Runden à 6,706 Kilometer durch Bethel. Auf der ersten Runde begleitete ihn unter anderen der Betheler Univ.-Prof. Dr. Eckard Hamelmann (3. v. l.). Dank Sponsoren und Online-Crowdfunding erlief Anton Gladkov rund 16.000 Euro für das Kinderzentrum. Beim 22. Volkslauf des Vereins »Laufen und Gutes tun« in St. Vit, einem Ortsteil von Rheda-Wiedenbrück, startete eine Betheler Gruppe um den Vorstandsvorsitzenden Pastor Dr. Bartolt Haase (Foto unten, 5. v. r.) zum Zehn-Kilometer-Lauf. Ein Teil der Startgelder der insgesamt rund 1.200 Läuferinnen und Läufer ist für Bethels Spezialisierte Ambulante Palliativversorgung für Kinder und Jugendliche »Der Weg nach Hause« bestimmt. Die genaue Summe war zum Redaktionsschluss noch nicht ermittelt. ■ Bild: Barbara Franke



SPD-Landesvorsitzende besuchte inklusive Wohnangebote

»Hier ist unmittelbar erlebbar: Inklusive Wohnformen funktionieren, und die Menschen fühlen sich dort sehr wohl.« Die SPD-Landesvorsitzende Sarah Philipp zeigte sich beeindruckt nach ihrem Besuch von drei Bethel.regional-Angeboten in Ostwestfalen-Lippe: dem Unterstützten Wohnen Pontanus-Carré in Paderborn, dem Unterstützten Wohnen Hövelhof und der »Rehabilitation Junge Erwachsene mit Epilepsie« in Bielefeld-Sieker (Bild). Dort erläuterte Bereichsleiter Jens Reichel der Politikerin das Konzept der Wohngruppe. ■ Bild: Christian Weische

Neues aus Mara

Den 1. Preis beim Videoforum auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Epileptologie (DGfE) in Würzburg gewann Zulfya Mirzadjanova, Oberärztin am Krankenhaus Mara I in Bielefeld-Bethel. Sie wurde für ihren Beitrag über »Dancing epilepsy«, eine seltene Form von epileptischen Anfällen mit tanzähnlichen Bewegungen, ausgezeichnet. Zum Ehrenmitglied der DGfE wurde Dr. Ulrich Specht, Oberarzt am Krankenhaus Mara I, ernannt. Prof. Dr. Christian Bien, Direktor des Krankenhauses Mara I, wurde auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Neurowissenschaftliche Begutachtung in Dresden in den Vorstand der Gesellschaft gewählt.

BILDUNG, DIE BEWEGT

Bethel

Neue Kurse 2027 auf bbb-bethel.de

Neues Bildungsprogramm

Bildung & Beratung Bethel hat das Bildungsprogramm für 2027 veröffentlicht. Interessierte können die Angebote auf der Website www.bbb-bethel.de einsehen. Um regelmäßig über Neuigkeiten informiert zu werden, gibt es die Möglichkeit, den Kursletter zu abonnieren.

Bildung & Beratung Bethel

- Weiterbildung Case Management, 6. Oktober
- ADHS im Alltag begegnen – Klarheit, Verständnis, Handlungssicherheit, 8. Oktober
- Künstliche Intelligenz in der Praxisanleitung, 8. Oktober
- Begleitung und Förderung von Menschen mit erworbener Hirnschädigung, 15. Oktober
- Schizophrenie verstehen, 2. November
- Schreibwerkstatt PerSEH, 3. November
- Betriebswirtschaftliche Grundlagen für Führungskräfte, 3. November
- Basiswissen Psychische Erkrankungen, 3. November

Weitere Seminare und Anmeldung:
www.bbb-bethel.de



Ausstellung »Flower in Eckardtsheim«

Fotografien und Videoarbeiten von Kyungwon Shin sind bis zum 11. Oktober in der Eckardtskirche in Bielefeld-Eckardtsheim zu sehen. Ausgangspunkt vieler Arbeiten ist die »Tüte« am Bielefelder Hauptbahnhof, ein Treffpunkt für Menschen aus der Drogen- und Wohnungslosenszene. Die Eckardtskirche im Paracelsusweg 6 ist montags bis freitags von 8 bis 16 Uhr sowie nach Absprache unter Telefon 0521 144-1423 geöffnet. ■ Bild: Kyungwon Shin



Jobräder in Bethel beliebt

Das 1.000. Jobrad ist in der Stiftung Bethel an den Start gegangen. Sein Nutzer ist Florian Fengler (M.). Der gelernte Pflegefachmann arbeitet in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie des Evangelischen Klinikums Bethel. Bethel-Vorstand Dr. Simon Stark überreichte ihm ein kleines Jubiläumsgeschenk. Immer eine gute Fahrt wünschte auch Jule Kruse, die das Fahrradleasing in der Stabsstelle Personal mitkoordiniert. Informationen rund um das Leasing gibt es online unter <https://portal.jobrad.org/stiftungbethel/mcbvKaE9Ne>. Die Stiftungen Lobetal und Eben-Ezer bieten JobRad jeweils separat an. ■ Bild: Christian Weische

Melting Pot 7 in Bremen

Das Betheler Künstlerhaus Lydda ist vom 11. Oktober 2026 bis zum 10. Januar 2027 in der KulturAmbulanz in Bremen, Züricher Str. 40, zu sehen. Gezeigt wird die Ausstellung »Melting Pot 7« mit Bildern, Objekten, Fotografien und Texten von 33 Künstlerinnen und Künstlern. Die Eröffnung findet am 11. Oktober um 13 Uhr statt.



BETHEL
macht's
BESSER

Green Team im EvKB: Nachhaltigkeit aus Verantwortung

Seit 2024 setzt sich das **Green Team** der Universitätsklinik für Anästhesiologie, Intensiv-, Notfall- und Schmerzmedizin im **EvKB** für mehr Nachhaltigkeit ein. Was aus der Eigeninitiative einzelner Mitarbeitender der Intensivstation entstand, ist zu einem interprofessionellen Team gewachsen. Dazu gehören inzwischen auch Kolleginnen und Kollegen aus Hygiene, Apotheke und Betriebstechnik.

Im monatlichen Austausch, auch mit Bereichen wie Einkauf und Abfallmanagement, entstehen aus der beruflichen Praxis **konkrete Projekte**. Dazu zählen die Reduktion klimaschädlicher Narkosegase, die digitale Befundsichtung und ein bewussterer Umgang mit Medikamenten, um Verwurf zu vermeiden. Aktuell wird die Wiederverwertung von Einmalbronchoscopen in einem Pilotprojekt erprobt. Mit Unterstützung des Netzwerks KliMeG ist außerdem eine Kampagne gestartet, die den Verbrauch von Einmalhandschuhen reduzieren soll.

Übrigens: Auch bei **proWerk** gibt es ein eigenes Green Team. Beide Initiativen zeigen, wie aus dem Engagement der Mitarbeitenden konkrete Ideen für mehr Nachhaltigkeit entstehen. Dabei freuen sich die Teams über weitere Mitstreiterinnen und Mitstreiter.

CLEVER
im
ALLTAG

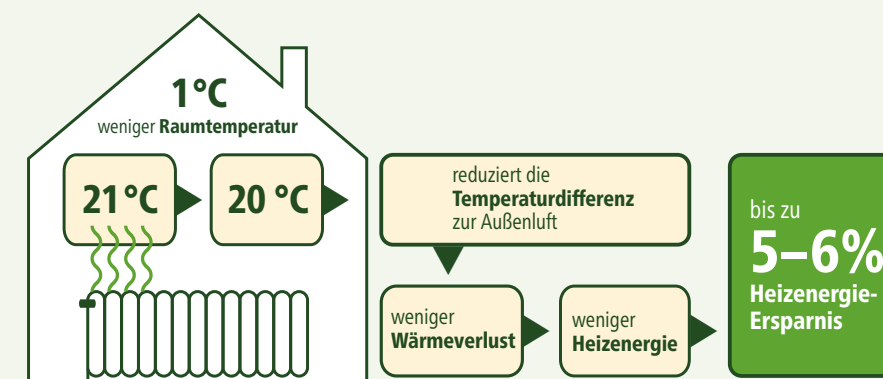
Eine Frage der Temperatur

Im Winter verliert jedes Gebäude kontinuierlich Wärme nach außen, über Fenster, Wände und Dächer. Wie viel entweicht, hängt auch vom Unterschied zwischen **Innen- und Außentemperatur** ab: Je größer diese Differenz ist, desto höher fällt der **Wärmeverlust** aus.

Senkt man die Raumtemperatur am Thermostat auch nur um ein Grad, verringert sich diese Differenz entsprechend. Das bringt einen doppelten Effekt: Es geht weniger Wärme verloren, und die Heizung muss eine geringere Zieltemperatur erreichen. Bei einer typischen winterlichen **Temperaturdifferenz** von etwa 20 Grad Celsius ergibt das eine **Ersparnis an Heizenergie von 5 bis 6 Prozent**, was sich über die kalte Jahreszeit spürbar summiert.

Es gilt: Je geringer der Unterschied zwischen Innen- und Außentemperatur, desto größer ist die prozentuale Einsparung eines einzelnen Grads.

Also ein kleiner Handgriff am Thermostat, dem Geldbeutel und der Umwelt zuliebe?





Kronenkreuz verliehen

Mit dem Kronenkreuz der Diakonie wurden Mitte September insgesamt 330 Mitarbeitende der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel im Assa-
pheum in Bielefeld-Bethel ausgezeichnet – und zwar aus den Stiftungen
Bethel, Nazareth und Sarepta sowie den Betheler Krankenhäusern in Biele-
feld. Das Kronenkreuz ist die höchste Ehrung der Diakonie. Die geehrten
Mitarbeitenden sind seit 25 bzw. 40 Jahren in Bethel tätig. Der Theologische
Vorstand des Diakonischen Werks Rheinland-Westfalen-Lippe Christian
Heine-Göttelmann nahm die Kronenkreuzverleihung gemeinsam mit Bethels
Vorstandsvorsitzendem Pastor Dr. Bartolt Haase und den Vorstandsmitglie-
dern Pastorin Andrea Wagner-Pinggéra, Christoph Nolting und Dr. Simon
Stark wahr. Auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Hoffnungstaler Stif-
tung Lobetal wurden im September mit dem Kronenkreuz geehrt. Das Foto lag
bei Drucklegung dieser RING-Ausgabe noch nicht vor. ■ Bild: Christian Weische



Wir sind viele

Geburtstag

Arbeitsplatzjubiläum/Gemeinschaftsjubiläum

Keine Veröffentlichung –
aus datenschutzrechtlichen Gründen

Keine Veröffentlichung –
aus datenschutzrechtlichen Gründen

Ruhestand

Gestorben im Ruhestand



Bleibendes im Wandel

»... so bist du um mich und siehst alle meine Wege.«

Psalm 139,3b

Es ist diese Zeit im Jahr: Die Tage werden schon wieder früher dunkel, die Luft riecht nach Herbst, meine Beete sind abgeerntet, ein paar Äpfel hängen noch an den Bäumen, und letzte Rosenblüten erinnern an den Sommer.

Wir leben nun in einer spürbaren Zeit des Übergangs – vom hellen Sommer in die dunklere Jahreszeit.

Ich persönlich mag den Herbst nicht so gerne. In der Dunkelheit sehe ich schlechter, und manchmal fühle ich mich aus dem Nichts heraus bedrückt. Die Vergänglichkeit schleicht sich ins Bewusstsein.

Und dann passierte mir neulich dieses: In unserer Kirche sang ein großer Chor das Lied »Ich sehe dich«. Gleichzeitig tauchte das Abendlicht die Fenster hinter dem Altar in warme Farben. In diesem Moment ergriff mich ein Gedanke ganz intensiv: Ja – Gott sieht mich; so, wie ich bin; ohne Wenn und Aber!

Und damit ergriff mich eine stille, tiefe Freude: Gott sieht mich, und Gott ist mit mir. Diese Gewissheit vergeht nicht, sie bleibt ...

Vielleicht ist das die Hoffnung, die uns in den kommenden Wochen begleiten kann: Gott wohnt nicht nur im Bleibenden. Er ist auch in den Übergängen gegenwärtig. Der Glaube bewahrt uns nicht davor, dass Dinge vergehen. Aber er kann unseren Blick weiten und uns helfen, die Vergänglichkeit nicht nur als Verlust zu sehen, sondern als mögliche Bewegung und Verwandlung; wie das Licht im Herbst: Es wird weniger – und gerade deshalb kostbarer.

■ Diakonin Karin Bormann-Voss, PR Information im Dankort Bethel

DER RING. Monatszeitschrift der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel. 66. Jahrgang.

Herausgeber: Pastor Dr. Bartolt Haase, Vorsitzender des Vorstandes, in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitervertretungen.

Redaktion: Johann Vollmer (verantwortlich), Gunnar Kreutner, Petra Wilkening. **Satz und Gestaltung:** Andrea Chyla, Charlotte Schütz. Sekretariat: Alina Jaekel/Christina Heitkämper. **Anschrift:** Quellenhofweg 25, 33617 Bielefeld, Telefon: 0521 144-3512, Telefax 0521 144-2274. **E-Mail:** presse@bethel.de. **Druck:** Hans Gieselmann Druck und Medienhaus GmbH & Co. KG, Ackerstraße 54, 33649 Bielefeld. Nachdruck ist mit Genehmigung der Redaktion gestattet. ©bei v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel. DER RING ist Mitglied im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP). Interessierte können die Zeitschrift kostenlos abonnieren. **Spendenkonto:** IBAN: DE48 4805 0161 0000 0040 77, BIC: SPBIDE33XXX. Bethel im Internet: **www.bethel.de**. **Redaktionsschluss** für den November-RING: **09. Oktober 2026**

Dieses Papier ist mit dem Umweltzertifikat **EU-Ecolabel** ausgezeichnet, welches nach strengen Richtlinien den gesamten Lebenszyklus des Produktes, nämlich Rohstoffe, Energie- und Wasserverbrauch, Emissionen, Abfallmanagement, Chemikalieneinsatz und Recyclingfähigkeit, bewertet.



Hier könnte Ihre Adresse stehen!

DER RING erscheint jeweils zum Monatsanfang.
Unter www.bethel.de/der-ring können Sie unser
Magazin bequem abonnieren – kostenfrei per
Post und jederzeit stornierbar.



In elf Bundesländern auf rund 20.000 digitalen Flächen und Großflächenplakaten sind wieder die Motive der Bethel-Kampagne »Siehst Du mich?« zu sehen. Eines der drei Motive finden Zugreisende aktuell im Bahnhof Berlin-Spandau. Die Kampagne macht deutlich: Sichtbarkeit ist die Grundlage für Teilhabe, Würde und Lebensqualität. Sie berührt, schafft Bewusstsein und setzt ein klares Zeichen gegen Ausgrenzung. ■ Bild: privat